

1 Lebenslauf, Lebenslage und Sozialstruktur

1.1 Lebenslauf, Biographie und Karriere

1.1.1 Lebensläufe, Familien- und Erwerbsbiographie: Laura, ihr Bruder Max und ihre Großeltern

Laura Schneider studiert im dritten Semester Soziale Arbeit. Zusammen mit ihrem Bruder Max, der gerade ein Medieninformatikstudium begonnen hat, war sie am Wochenende beim 75. Geburtstag ihrer Großmutter Renate. Wie immer bei solchen Anlässen wurde viel von früher erzählt, und Laura und Max haben sich während der Heimfahrt noch lange darüber unterhalten, wie sich ihr Leben vom Leben ihrer Großeltern unterscheidet.



Renate Schneider wurde kurz nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs geboren und 1953 in der katholischen Volksschule eingeschult, von der sie später aufgrund guter Leistungen auf die Mädchenmittelschule wechselte. Nach der Mittleren Reife arbeitete sie als Büroangestellte in der Personalabteilung des neu eröffneten Bochumer Opelwerks. Dort lernte sie auch den Großvater von Laura und Max, Werner Schneider, kennen, der in der Lackiererei arbeitete. Bei der Heirat war sie 20, und als sie zwei Jahre später mit Lauras Vater schwanger war, kündigte sie bei Opel und wurde Hausfrau und Mutter. Bei der Geburtstagsfeier hatte sie erzählt, dass das damals bei allen jungen Paaren so war. In den 1970er Jahren verdiente Werner bei Opel genug, um alleine die Familie zu versorgen und aus der Mietwohnung in ein Reihenhaus umziehen zu können. Als die Kinder mit der Schule fertig waren, wollte Renate wieder arbeiten, aber für einen neuen Bürojob hatte sie zu lange pausiert. Von 1990 bis zur Rente arbeitete sie halbtags an der Kasse im Supermarkt. Werner wurde nach 44 Jahren Betriebszugehörigkeit mit 60 Jahren mit einer Abfindung in den Vorruhestand geschickt. Immerhin: Die Geburtstagsfeier hat bestimmt eine Menge Geld gekostet. Neben den Verwandten waren auch viele ehemalige Kollegen eingeladen, v.a. von der Gewerkschaft, in die Werner Schneider schon als Auszubildender eingetreten war. Und regelmäßige Urlaube leisten sich die Großeltern auch – also scheint die Rente gar nicht so schlecht zu sein.

Laura und Max haben die Erzählungen ihrer Großeltern mit ihrem bisherigen Leben verglichen: In dem Alter, in dem sie zu studieren angefangen haben, hatten die Großeltern bereits geheiratet, und zwei Jahre später war das erste Kind da. Laura plant, nach dem Bachelor noch ein Masterstudium anzuschließen und will

auf jeden Fall für ein oder zwei Jahre ins Ausland gehen. Kinder will sie später vielleicht auch haben, aber sie kann sich nicht vorstellen, dafür dauerhaft auf einen Job zu verzichten. Max findet die Vorstellung, über 40 Jahre in der gleichen Firma zu arbeiten, nicht nur extrem langweilig, sondern auch heutzutage völlig unrealistisch! Aus seiner WG kennt er viele Geschichten von wechselnden Praktika und befristeten Verträgen. Dass man mehr als 50 Jahre Beiträge an eine Gewerkschaft zahlt, leuchtet ihm auch nicht ein. Allerdings wissen Max und Laura auch, dass sie auf jeden Fall länger als ihre Großeltern arbeiten müssen – und dass es dann noch eine Rente gibt, von der man leben kann, können sie sich kaum vorstellen. Am Ende hat sich Laura gefragt: Was hat sich eigentlich geändert – sind wir anders als unsere Großeltern oder haben sich die Strukturen geändert, in denen wir leben?

Laura hat recht: Die Lebensläufe haben sich in den letzten Jahrzehnten deutlich verändert. Blickt man noch länger zurück, so zeigt sich ein noch größerer Wandel.

In vorindustriellen agrarischen Gesellschaften war nicht nur die durchschnittliche Lebenserwartung wesentlich kürzer als heute. Hinzu kam, dass der Tod in jedem Alter drohte. Die Säuglingssterblichkeit war hoch, und auch wer die frühe Kindheit überlebt hatte, war stets der Gefahr von Krankheiten, Missernten und Hungersnöten, Krieg und anderen Katastrophen ausgesetzt. Wie lange das Leben dauerte und wie das Leben verlief, war zu einem großen Anteil von Zufällen und äußeren Ereignissen abhängig. Zu welchem Stand man gehörte, war durch die Geburt festgelegt und kaum durch eigenes Handeln veränderbar. Kinder mussten früh bei der Arbeit auf dem Feld mithelfen, und Wissensvermittlung, Bildung und die Weitergabe beruflicher Kenntnisse erfolgte innerhalb des Familienverbundes. Eheschließung, Familiengründung und der Erwerb von Besitz war für große Teile der Bevölkerung gar nicht möglich. Wer zu alt oder zu krank zum Arbeiten war, war wiederum auf die Unterstützung anderer Familienmitglieder angewiesen. Insgesamt waren Lebensläufe in vorindustriellen Gesellschaften dadurch gekennzeichnet, »dass das Einzelleben für weite Teile der Gesellschaft eingebettet war in das an die Scholle gebundene Familienschicksal« (Mayer 1998, 448). Zwar gab es auch in vorindustriellen Gesellschaften Darstellungen des Lebenszyklus von der Geburt bis zum Tod, aber Lebensphasen wie Kindheit, Erwachsenenleben und Alter waren weniger klar strukturiert, weniger voneinander abgegrenzt und die Übergänge zwischen den Lebensphasen variierten je nach individuellem Schicksal.

Diese Lebensphasen, in die wir heute wie selbstverständlich Lebensläufe aufteilen, entwickelten sich erst im Übergang zur Industriegesellschaft. Verbesserte hygienische Verhältnisse, Steigerungen der Nahrungsmittelproduktion und Verbesserungen in der medizinischen Versorgung führten zu einem Anstieg der Lebenserwartung und damit auch zu einer größeren Vorhersehbarkeit in Bezug auf den weiteren Lebensverlauf. Die tatsächliche Durchsetzung der allgemeinen Schulpflicht verstärkten die Ausdifferenzierung einer eigenständigen Lebensphase Kindheit auch über das Bürgertum hinaus. Neue industrielle Berufsbilder erforderten verlängerte Schulzeiten und neue Formen der beruflichen Ausbildung, die wesentlich zur Entstehung der Lebensphase Jugend beitrugen.

In der Industriegesellschaft wurde dann für männliche Erwachsene entlohnte Erwerbstätigkeit (inklusive Phasen erzwungener Arbeitslosigkeit) zum dominierenden Strukturelement ihres Lebenslaufs. Frauen waren mindestens bis zur Eheschließung auf dem Arbeitsmarkt aktiv, an die sich rasch die Geburten und eine längere Phase der Versorgung und Betreuung der Kinder anschloss. Parallel dazu entstand der moderne Wohlfahrtsstaat, der mit Krankenversicherung (ab 1883), Unfallversicherung (ab 1884), Invaliditäts- und Altersversicherung (ab 1889), Reichsjugendwohlfahrtsgesetz (ab 1922), staatlicher öffentlicher Fürsorge (ab 1924) und schließlich der Arbeitslosenversicherung (ab 1927) bei immer mehr Risiken im Lebenslauf finanzielle Unterstützung und staatliche Regulierungen vorsah. Die Altersversicherung wurde anfangs erst ab dem 70. Lebensjahr (das die wenigsten Versicherten damals erlebten) und nur als »Sicherheitszuschuss zum Lebensunterhalt« gezahlt. Doch mit einem immer weitere Bevölkerungsgruppen umfassenden Altersversicherungssystem begann die Ausdifferenzierung der Lebensphase »Ruhestand«, die gerade dadurch gekennzeichnet ist, dass man nicht mehr erwerbstätig sein musste.

Hinter diesen Umbrüchen wird ein dreigeteilter Lebenslauf (vgl. Kohli 1985) erkennbar, der aus einer Qualifizierungs- und Ausbildungsphase (Kindheit und Jugend), einer Erwerbsphase (Erwachsenenalter) und dem Ruhestand (Alter) besteht. Während die Qualifizierungsphase wesentlich vom Bildungssystem dominiert wird, steht in der mittleren Lebensphase der Arbeitsmarkt mit allen damit verbundenen sozialpolitischen Regulierungen und Organisationen im Mittelpunkt. Im Ruhestand sind die Alterssicherungssysteme der zentrale Referenzpunkt.

Männer und Frauen verknüpfen in der Industriegesellschaft Familiengründung und Kinderbetreuung sehr unterschiedlich mit der Erwerbsphase, wodurch sich geschlechtsspezifische Lebensläufe herausbilden. Während Männern die Rolle des Familienernährers zugewiesen und damit die Bedeutung der Erwerbsarbeit verstärkt wird, wird von Frauen erwartet, für die Familienarbeit wie die Versorgung und Betreuung der Kinder (und später der eigenen Eltern) die Erwerbsbiographie zu unterbrechen und eigene Karriereambitionen zurückzustellen (vgl. Krüger 1995).

Für Kohli (1985; 2003) wird in modernen Gesellschaften der Lebenslauf selbst zur Institution. Einerseits wird der Lebenslauf immer stärker normiert und standardisiert. Andererseits wirkt dieser normierte und standardisierte Lebenslauf immer stärker normierend auf die Individuen ein, sich an dieser vorgegebenen Struktur zu orientieren. In der Industriegesellschaft wird die Regulierung der Abfolge der einzelnen Sequenzen im Lebensverlauf – von der Geburt im Krankenhaus über die Betreuung in der Kindertagesstätte, der Einschulung, dem Übergang in Berufsausbildung oder Studium, dem Eintritt in den Arbeitsmarkt, Phasen der Erwerbslosigkeit, den Austritt aus dem Arbeitsmarkt und den Beginn des Ruhestandes bis hin zu Pflegebedürftigkeit und dem Tod – immer umfassender. Gleichzeitig werden die lebensweltlichen Sinnwelten und Erwartungen, innerhalb derer Individuen handeln, immer stärker von diesem vermuteten Normallebenslauf strukturiert. So enthält der institutionalisierte Lebenslauf etwa allgemein geteilte Erwartungen, in welcher Lebens- oder Altersphase bestimmte Ereignisse wie z.B. der Beginn der Berufstätigkeit oder die Familiengründung zu erfolgen haben. An solchen allgemein geteilten Erwartungen orientieren Menschen dann wiederum ihr

Handeln. Der Lebenslauf wird damit für Kohli zu einer eigenständigen gesellschaftlichen Strukturdimension, die die Gestalt eines Lebenslaufregimes annimmt.

Dem widerspricht nicht, dass Menschen ihre biographischen Entscheidungen – welche Schule sie besuchen (oder auch nicht), ob und wie viele Kinder sie haben wollen (oder auch nicht), welchen Job sie annehmen (oder auch nicht), welches Modell zur Koordination von Erwerbsarbeit und Familienarbeit sie für sich wählen – nach ihren individuellen Präferenzen und Erwartungen treffen und damit ihre individuelle Biographie durchaus auch in Abweichung von einer vermuteten Normalbiographie gestalten. Im Lebenslauf verschränken sich gesellschaftliche Strukturen (die Makroebene der Gesellschaft) und individuelle Handlungen (die gesellschaftliche Mikroebene) zu einer »Koproduktion sozialstruktureller Bedingungen und individueller Handlungen im Zeitablauf« (Heinz/Sackmann 2020, 248). Menschen treffen individuelle biographische Entscheidungen innerhalb der Strukturbedingungen, die u. a. von jeweils dominierenden Lebenslaufregimes vorgegeben werden. Ihre Handlungsfähigkeit muss in Relation zu den sie umgebenden Strukturen verstanden werden. Gleichzeitig beeinflussen sie durch ihre Handlungen – welche Berufe sie z. B. ausüben, wie viele Kinder sie zur Welt bringen, wie sie Familien- und Erwerbsleben miteinander kombinieren – die Weiterentwicklung dieser Strukturen. Individuelle Lebensläufe sind dann »das (kontingente) Resultat eines komplexen structure-agency-Zusammenspiels über die Zeit« (Wingens 2020, 122).

Lebenslauf

Im alltäglichen Sprachgebrauch bezeichnet der Begriff Lebenslauf meist eine strukturierte Darstellung über bisherige Bildungsabschlüsse und Berufstätigkeiten, die im Rahmen eines Bewerbungsverfahrens für eine neue Stelle oder für die Aufnahme in einer bestimmten Organisation verfasst werden muss. Der soziologische Begriff des Lebenslaufs geht darüber hinaus und bezieht sich auf die historisch und kulturell durchaus unterschiedlichen Regelsysteme, die die Abfolge von Ereignissen, Lebensabschnitten und Übergängen in verschiedenen gesellschaftlichen Teilbereichen wie etwa der Familie, dem Bildungssystem oder der Erwerbsarbeit strukturieren und miteinander verknüpfen. Handlungen, Ereignisse und Episoden (z. B. die Bewerbung auf eine Stelle und die Zu- oder Absage durch den Arbeitgeber oder das Zusammenziehen mit der Partnerin, die Geburt des ersten Kindes und die Elternzeit) verknüpfen sich in der Biographie zu einem subjektiven »Erfahrungs- und Handlungszusammenhang« (Kohli 2018, 261). Da damit auch der Wechsel von Positionen in verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen verbunden ist (etwa von der studentischen Hilfskraft zur wissenschaftlichen Mitarbeiterin und Fachreferentin oder vom Ersatzspieler zum Stammspieler im örtlichen Fußballverein) lassen sich Lebensläufe auch als unterschiedliche Karrieren – hier die Berufskarriere, dort die Karriere im Freizeitsport – beschreiben.

In der empirischen Forschung zu Lebensläufen lassen sich zwei Theorie- und Methodenstränge unterscheiden. Die Lebenslaufanalyse untersucht typische Abfolgen von Ereignissen, Übergängen und Positionen über die Zeit bei größeren Gruppen von Individuen und nutzt dafür umfangreiche und komplexe quantitative Methoden. Die Biographieforschung »setzt in ihren Untersuchungen an individuellen Lebensläufen an«, »bemüht sich um die Rekonstruktion der Lebensgeschichte der Befragten« (Kelle/Kluge 2001, 13) und greift dazu auf qualitative Verfahren zurück. In den letzten zwei Jahrzehnten haben Forschungsansätze an Bedeutung gewonnen, die auf eine Kombination und Integration dieser beiden Stränge zielen (Kluge/Kelle 2001). Für Lebenslauf- und Biographieforschung gleichermaßen gilt, dass sie weniger an der Analyse von Zuständen als vielmehr an Verläufen und Entwicklungen über die Zeit interessiert sind.

1.1.2 Alter, Kohorte und Generation

Den drei Begriffen Lebenslauf, Biographie und Karriere gemeinsam ist die Bedeutung der zeitlichen Dimension, wobei sich mehrere Zeitebenen unterscheiden lassen. Es geht zum einen um den biologischen Alternsprozess im Verlauf des Lebens und es geht darüber hinaus um biographische Zeiterfahrungen im Sinne von Erinnerungen an Vergangenes in der Biographie und Erwartungen für die Zukunft. Entscheidungen, Handlungen und Entwicklungen in früheren Lebensphasen beeinflussen die Handlungsmöglichkeiten in späteren Phasen. So können etwa vorhandene oder nicht vorhandene Bildungsabschlüsse spätere Berufskarrieren ermöglichen oder limitieren. Gleichzeitig können Erwartungen an spätere Entwicklungen wie etwa die Familiengründung zeitlich vorgelagerte Entscheidungen z. B. bei der Berufswahl beeinflussen. Hinzu kommen historische Zeitdimensionen (wie im Beispiel von Laura und ihren Großeltern, ► Kap. 1.1.1) und institutionelle Zeithorizonte, die z. B. für die Schulpflicht oder den Eintritt in den Ruhestand gelten.

Mit dem chronologischen Alter wird der Alterungsprozess messbar gemacht und in Jahre, Monate, Wochen etc. untergliedert. Dass Menschen exakt wissen, wie alt sie und die Menschen um sie herum sind, ist keine Selbstverständlichkeit. Dazu sind schriftliche Dokumente wie Geburtsregister und Geburtsurkunden erforderlich. Bedeutsam wird das Wissen um sein chronologisches Alter dann, wenn Altersnormen bestimmte Handlungen und Erwartungen an ein festgelegtes Alter knüpfen, wie das etwa im Konzept der Volljährigkeit geschieht. Manche dieser Altersnormen sind gesetzlich fixierte starre und verbindliche Normen (wie z. B. das Mindestalter für den Erwerb des Führerscheins), andere sind eher flexible und nach unterschiedlichen Kontexten auch unterschiedlich ausgeprägte Kann-Erwartungen (wie etwa Vorstellungen darüber, ab welchem Alter ältere Menschen nicht mehr Autofahren sollten). Sackmann definiert das soziale Alter als »ein durch gesellschaftliche Kategorien und Normen bestimmtes Bündel an Erwartungen von Altersstatus und Altersrollen, die an das Individuum herangetragen werden, von diesem verinnerlicht werden und im Handeln transformiert werden« (Sackmann 2013, 35).

Altersnormen und das soziale Alter haben einen wesentlichen Einfluss auf den Lebenslauf, geben sie doch vor, wann im Lebenslauf welche Handlungen und Übergänge erwartet werden. Wiederum kann zwischen verbindlichen Muss-Erwartungen (wie etwa den U-Untersuchungen in der Kindheit, dem Beginn und Ende der Schulpflicht, den Strafmündigkeitsgrenzen, sozialrechtlichen Altersgrenzen wie z.B. beim BAföG oder – auf der anderen Seite des Lebenslaufs – beim Rentenbeginn) und Soll- oder Kann-Erwartungen wie etwa dem Auszug Jugendlicher aus dem Elternhaus, der ersten Partnerschaft oder der Familiengründung differenziert werden. Besonders dicht ist die Abfolge solcher Altersnormen in der Kindheit und in der Jugend. In Anlehnung an die Entwicklungspsychologie haben Hurrelmann und Quenzel daraus das Konzept sozialer Entwicklungsaufgaben entwickelt.

»Entwicklungsaufgaben beschreiben die für die verschiedenen Altersphasen typischen körperlichen, psychischen und sozialen Anforderungen und Erwartungen, die von der sozialen Umwelt an Individuen der verschiedenen Altersgruppen herangetragen werden und/oder sich aus der körperlichen und psychischen Dynamik der persönlichen Entwicklung ergeben« (Hurrelmann/Quenzel 2016, 24).

Die Übergänge zwischen den Lebensphasen Kindheit, Jugend, Erwachsenenalter und Alter ergeben sich dann weniger aus verbindlichen Altersnormen als vielmehr aus der Bewältigung der mit der jeweiligen Lebensphase verbundenen Entwicklungsaufgaben. Wie starr und für alle verbindlich oder flexibel und individuell unterschiedlich diese Entwicklungsaufgaben und die Übergänge zwischen den Altersphasen sind, unterscheidet sich zwischen einzelnen Gesellschaften und Zeitepochen. Je nach Gesellschaft und Zeit werden Übergänge zwischen Altersphasen und innerhalb der einzelnen Altersphase mehr oder weniger deutlich durch entsprechende Übergangsrituale markiert und öffentlich gestaltet. So sind z.B. in Deutschland Abschlussfeiern zum Abitur oder zum Bachelor seit vielen Jahren wieder beliebte Rituale, zu deren Durchführung Organisationskomitees gegründet und Budgetpläne erstellt werden.

Wie sehr Altersnormen und alterstypische Ereignisse und Handlungen dem sozialen Wandel unterliegen, lässt sich am Beispiel der Familiengründung zeigen. In den 1960er und 1970er Jahren des letzten Jahrhunderts waren Frauen bei der Geburt des ersten Kindes im Durchschnitt zwischen 24 und 25 Jahre alt – auch Lauras Großmutter Renate aus dem Beispiel vom Anfang des Kapitels (► Kap. 1.1.1). Seither ist das Durchschnittsalter bei der Geburt des ersten Kindes kontinuierlich gestiegen und liegt inzwischen bei etwa 30 Jahren. Früher geborene Frauen haben also früher Kinder zur Welt gebracht als später geborene Frauen.

Die Lebenslaufforschung unterscheidet zwischen Alterseffekten und Kohorteneffekten. Mit dem Begriff der Geburtskohorte werden alle bezeichnet, die im gleichen Jahr geboren worden sind. Man kann also formulieren: Die Geburtskohorten der um 1950 geborenen Frauen waren bei der Geburt des ersten Kindes jünger als die Geburtskohorten der um 1990 geborenen Frauen. Daraus lässt sich dann auch ableiten, dass sich am Vergleich verschiedener Alterskohorten der – wodurch auch immer verursachte – soziale Wandel ablesen lässt. Kohorten müssen nicht über Geburtsjahrgänge definiert werden, auch andere Ereignisse wie der schon

erwähnte Schulabschluss können Kohorten definieren. Verglichen werden können dann z. B. verschiedene Abiturjahrgänge.

Kohortenanalyse

Die Kohortenanalyse, also der Vergleich verschiedener Kohorten, ist in der Lebenslaufforschung und in der Soziologie ganz allgemein eine klassische Form der Erforschung des sozialen Wandels.

Der Beginn der COVID-19-Pandemie im Frühjahr 2020 hat nicht nur die Abiturfeiern, sondern auch den Unterricht und die Lehre an Schulen und Hochschulen kurzfristig völlig verändert. Der übliche Präsenzunterricht musste kurzfristig auf Online-Unterricht und später dann auf Wechselunterricht und andere Organisationsformen umgestellt werden. Die COVID-19-Pandemie hat massiv in die Lebensläufe von Menschen aus allen Altersklassen eingegriffen: Kinder konnten nicht mehr wie gewohnt in die Kita und die Grundschule gehen, jugendliche Gymnasiastinnen und Gymnasiasten mussten ihr Abitur nach Monaten der Distanzlehre schreiben (und auf die Abiturfeier verzichten), erwachsene Berufstätige konnten ihre Berufe etwa in der Gastronomie nicht mehr ausüben und alte Menschen durften im Pflegeheim plötzlich nicht mehr von ihren Angehörigen besucht werden. Der Beginn der Pandemie hat also alle Altersgruppen betroffen und alle Geburtskohorten, aber in unterschiedlichen Phasen ihres Lebenslaufs. »Personal-biographische Veränderungen«, die als Reaktionen auf ein solchermassen »gravierendes historisches Ereignis« (Wingens 2020, 80) interpretiert werden können, werden Periodeneffekte genannt.

Will man also etwa Bildungserfolge von Schülerinnen und Schülern untersuchen, kann zwischen Alterseffekten (sechsjährige Grundschülerinnen und -schüler lernen anders als 18-jährige Abiturientinnen und Abiturienten), Kohorteneffekten (heutige Grundschülerinnen und -schüler unterscheiden sich in vielerlei Hinsicht von Grundschulklassen 1970) und Periodeneffekten (z. B. Distanzunterricht durch die COVID-19-Pandemie) unterschieden werden.

Diese Unterscheidung zwischen Alters-, Kohorten- und Periodeneffekten ist in der Theorie recht einleuchtend, in der Praxis und in empirischen Studien aber oftmals nicht trennscharf herauszuarbeiten. So ist aus der aktuellen Befragung der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA) zum Drogenkonsum von Jugendlichen bekannt, dass der Anteil der Zigarettenraucherinnen und -raucher von knapp einem Prozent bei den 12- und 13-Jährigen auf knapp 24 Prozent bei den 18- bis 19-Jährigen steigt (vgl. Orth/Merkel 2020, 22). Das ist ein klarer Alterseffekt, der zeigt, dass der Beginn des Rauchens in die Lebensphase Jugend fällt und mit steigendem Alter dann immer mehr Jugendliche mit dem Rauchen anfangen. Da diese Befragungen seit rund 30 Jahren in vergleichbarer Form durchgeführt werden, wissen wir allerdings auch, dass der Anteil der Raucherinnen und Raucher unter Jugendlichen und jungen Erwachsenen seit Jahren rückläufig ist. Das sieht nach einem klassischen Kohorteneffekt aus, der darauf zurückzuführen ist, dass später geborene Kohorten weniger häufig rauchen als früher geborene Kohorten. Doch

wie stark ist dabei der Periodeneffekt, der mit dem Hochsetzen der Altersgrenze für das Rauchen von 16 auf 18 Jahre im Jugendschutzgesetz und der Einführung mehrerer Nichtraucherschutzgesetze im Jahr 2007 verknüpft ist? Und noch etwas muss berücksichtigt werden: Mit Alters-, Kohorten- und Periodeneffekten alleine lassen sich die Daten zum Rauchen von Jugendlichen keineswegs hinreichend beschreiben. Hinzu kommen z. B. statistische Unterschiede bei der Frage nach dem Rauchen zwischen Mädchen und Jungen (die über die Zeit eher abgenommen haben) und zwischen verschiedenen Schularten. Und die jeweils individuellen Gründe, warum jemand mit dem Rauchen anfängt oder nicht, sind nur über qualitative Verfahren zugänglich.

Der Kohortenbegriff ist klar definiert und in empirischen Studien auch gut operationalisierbar. Deutlich komplizierter verhält es sich mit dem Generationenbegriff. Der klassische Text zum »Problem der Generationen« stammt aus dem Jahr 1928 und wurde von Karl Mannheim (1893–1947) verfasst, der damit ein Verständnis von Generationen begründete, das sich bis heute gehalten hat. Mannheim ging davon aus, dass junge Menschen, die in der gleichen historischen Zeit in einer Gesellschaft aufwachsen, ähnliche prägende Erfahrungen machen und sich daraus ein »natürliches« Weltbild entwickelt, das sich vom Weltbild anderer Zeiten unterscheidet. Das reicht aber Mannheim zufolge noch nicht aus, damit sich aus dieser »Generationslagerung« auch ein tatsächlicher »Generationszusammenhang« entwickelt. Dazu kommt für ihn noch eine »Verbundenheit« durch die Partizipation an »gemeinsamen Schicksalen« und Kollektivereignissen hinzu. Generationen sind also – folgt man Mannheim – mehrere nah beieinanderliegende Alterskohorten innerhalb einer räumlich gebundenen Gesellschaft, die in ihrer Jugend ähnlich prägende Erfahrungen gemacht haben und durch schicksalhafte Erlebnisse verbunden sind. Der Wechsel von einer Generation zur nächsten erfolgt in Zeiten beschleunigten sozialen Wandels schneller, wenn die zeitlichen Erfahrungszusammenhänge, die junge Menschen in diesem Sinn prägen, und die schicksalhaften Ereignisse sich schneller ablösen. In Zeiten verlangsamten sozialen Wandels verlangsamt sich auch die Generationenfolge, wodurch mehr Geburtskohorten zur gleichen Generation gehören. Damit löste sich Mannheim von der gängigen Vorstellung, dass eine Generation aus einer festgelegten Zahl von Geburtskohorten bestand. Umgekehrt ergibt sich sozialer Wandel geradezu dadurch, dass gemeinsame Erfahrungen und schicksalhafte Erlebnisse in der Jugend jeweils neue Generationen mit einem eigenen Weltbild hervorbringen können, die dann später die Generation davor als »Kulturträger« ablösen.

So nachvollziehbar dieses sehr einflussreiche und grundlegende Konzept von Mannheim auch klingt, zeigen sich doch etliche Unschärfen in der praktischen Anwendung etwa in der empirischen Sozialforschung. Für junge Männer, die den Ersten Weltkrieg als Soldaten erlebt haben, mag die Vorstellung von verbindenden schicksalhaften Erlebnissen noch zutreffen, wobei es durchaus einen Unterschied machte, in welcher Position man am Krieg teilgenommen hatte. Während des Nationalsozialismus und im Zweiten Weltkrieg unterschieden sich die Schicksale verschiedener Täter- und Opfergruppen diametral voneinander, so dass daraus kaum ein gemeinsames Generationenverständnis und Weltbild ableitbar wäre. In der Nachkriegszeit machte Schelsky (1957) den Begriff der »skeptischen Generation« für

junge Menschen in Westdeutschland zwischen 1945 und 1955 populär, die ihre frühen und in Mannheims Sinn prägenden Jahre während der Zeit des Nationalsozialismus verbracht hatten. Gut zehn Jahre später entstand dann das Label der »68er Generation«, mit dem die protestierenden Studierenden der späten 1960er und frühen 1970er Jahre bezeichnet wurden. Dabei bleibt außen vor, dass der größte Teil der jungen Menschen »1968« gar nicht studierte, und selbst unter den Studierenden waren die in der Studentenbewegung aktiven nur eine Minderheit.

Der nächste Generationenbegriff kam dann aus den USA, wo mit dem Begriff der »Baby Boomer« die geburtenstarken Jahrgänge bezeichnet wurden. In Deutschland waren das die Geburtsjahrgänge von Mitte der 1950er bis Ende der 1960er Jahre, die zumindest die Erfahrung teilten, überall – ob in Schule, Ausbildung, Universität oder bei der Arbeitsplatzsuche – viele gewesen zu sein. Wie sich daraus dann aber ein Generationenzusammenhang oder gar kollektive Lebensläufe ergeben sollen, bleibt unklar. Seither werden insbesondere im Feuilleton immer neue Generationen ausgerufen, bei denen das die jeweilige Generation konstituierende gemeinsame Ereignis oder »Schicksal« eher im Verborgenen bleibt. Das gilt für die Generation X, Y und Z ebenso wie für die Generation der Millennials oder die »Generation Praktika«. Interessant ist, dass die historischen Ereignisse von 1989/90 – der Fall der Mauer, das Ende der DDR und der Beitritt der ostdeutschen Länder zur Bundesrepublik – bislang nicht zu neuen Generationsetiketten geführt haben, was wohl daran liegen könnte, dass diese kollektiven Erfahrungen die Lebensläufe der Menschen im Osten zwar dramatisch, die der Menschen im Westen hingegen nur bedingt beeinflusst haben. Ob irgendwann die »Generation Corona« ausgerufen wird, bleibt abzuwarten. In der Lebenslaufforschung findet sich jedenfalls weitaus häufiger der nüchterne, allerdings auch eher theorielose Begriff der Geburtskohorte als der vielfach aufgeladene Generationenbegriff.

1.1.3 Individualisierung und die De-Standardisierung des Lebenslaufs

Der dreigeteilte Lebenslauf mit Qualifizierungs- und Ausbildungsphase (Kindheit und Jugend), Erwerbsphase (Erwachsenenalter) und dem Ruhestand (Alter) entwickelt sich mit der Industriegesellschaft, setzt sich in den industrialisierten Nachkriegsgesellschaften immer stärker durch und wird in den 1960er Jahren des letzten Jahrhunderts zu einem »Regelsystem der zeitlichen Dimension des Lebens« (Wingens 2020, 152), an dem sich sowohl die Individuen als auch die Gesellschaft immer stärker orientieren. Während der Blütezeit dieses Lebenslaufregimes in den 1950er bis 1970er Jahren waren zentrale Phasen und Übergänge für den Einzelnen und die Einzelne erwartbar und wurden in der Folge auch von den Individuen erwartet.

Für die Bundesrepublik Deutschland zeichnete sich dabei folgendes Phasenmodell ab: Die frühe Kindheit wurde überwiegend zu Hause und dort bei den Müttern verbracht. Im sechsten Lebensjahr erfolgte dann die Einschulung, in den 1950er Jahren meist noch in die geschlechts- und konfessionsgetrennte Volksschule, die dann allmählich von der koedukativen staatlichen Grundschule abgelöst wurde. In den 1950er Jahren war die Volksschule die Regelschule und nur wenige Kinder

besuchten mittlere oder höhere Schulen. Mit dem Ausbau des Bildungssystems ab den 1960er Jahren wechselten die Kinder dann nach vier Jahren innerhalb des dreigliedrigen Schulsystems auf die Hauptschule, die Realschule oder ins Gymnasium. Mit diesen Entscheidungen waren sich stark unterscheidende weitere Lebensläufe und Karrieren verbunden, zwischen denen nur schwer gewechselt werden konnte. Auf die Schule folgte eine Ausbildung oder ein Studium und danach – bei den Männern unterbrochen durch die von 1956 bis 2010 geltende Wehrpflicht – der schnelle Eintritt ins Berufsleben.

Getragen von einem stetigen Wirtschaftswachstum dieser Jahrzehnte waren sowohl der Erfolg bei der Jobsuche als auch ein beruflicher Aufstieg und Karriere im Erwerbsleben erwartbar und wurden wiederum auch von den Einzelnen erwartet. Bei der privaten Lebensführung dominierten Ehe und Familiengründung Erwartungen und auch Verhalten. Spätestens nach der Geburt des ersten Kindes verließen die Mütter den Arbeitsmarkt oder reduzierten zumindest die Arbeitszeit, während die Väter weiter an ihren Karrieren arbeiteten. Während manche Frauen auch nach dem Auszug der Kinder in der Hausfrauenrolle verblieben, versuchten andere nach der Kinderphase wieder in den Arbeitsmarkt einzusteigen, wo dann meist die Männer bereits mehrere Karriereschritte absolviert hatten. Die mitgliederstarken Gewerkschaften handelten Jahr für Jahr stabile Lohnzuwächse aus, so dass ein dauerhafter Aufstieg und Wohlstand für alle möglich schien. Zur (männlichen) »Standarderwerbsbiographie« gehörte i. d. R. eine qualifizierte Ausbildung, danach die Übernahme als Facharbeiter, und im Anschluss dann eine mehr als 40 Jahre andauernde Erwerbskarriere, wobei der Arbeitgeber eher selten gewechselt wurde. Der Übergang in die Rente erfolgte regelmäßig bei den Männern mit 65 Jahren und bei den Frauen ein paar Jahre früher. Zur »Standarderwerbsbiographie« passte der »Standardrentner«, der 45 Jahre lang gearbeitet und Beiträge gezahlt hatte. Durch die Rentenreform von 1957 waren die Renten an die Entwicklung der Arbeitseinkommen gekoppelt worden und dadurch deutlich gestiegen, wodurch auch in der Lebensphase Alter ein abgesichertes Leben und Teilhabe an der Wohlstandsentwicklung möglich wurde. Die finanzielle Absicherung der Frauen erfolgte meist über den Ehemann und auch nach dessen Tod über die Witwenrente. Die gesetzliche Krankenversicherung deckte die gesundheitlichen Risiken ab, und Pflege- und Betreuungsbedarf wurde meist innerhalb der Familie von der Ehefrau oder von Töchtern oder Schwiegertöchtern übernommen.

Bereits auf dem Höhepunkt der Durchsetzung dieses dreigeteilten Normallebenslaufs in den 1970er Jahren begann indes die Grundlage des Modells zu erodieren. Mit der Ölkrise von 1973 deuteten sich erste Wirtschaftskrisen an, die die Vorstellung eines immerwährenden Wirtschaftswachstums erschütterten. In der Folge der Bildungsexpansion stieg der Anteil der Studierenden und auch der Frauen unter den Studierenden stark an. Die Studentenbewegung und die Frauenbewegung der 1960er und 1970er Jahre wirbelten die Vorstellungen von Ehe, Familie und einer festgelegten geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, bei der die Männer für das Erwerbsleben und die Frauen für die Familie und die Kindererziehung zuständig waren, durcheinander.

Bereits in seinem für die deutsche Diskussion grundlegenden Artikel zur »Institutionalisierung des Lebenslaufs« von 1985 hatte Kohli vorsichtig auf Anzeichen